

Ein stilles Glück begleitet mich : eine Rotkreuzspitalhelferin erzählt

Autor(en): **M.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **74 (1965)**

Heft 4

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-974840>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

EIN STILLES GLÜCK BEGLEITET MICH

Eine Rotkreuzspitalhelferin erzählt

Zaghft und linkisch und ausserdem noch mit nüchternem Magen trete ich morgens um 6.15 Uhr zusammen mit der Abteilungsschwester in den Krankensaal. Trübes Licht und muffige, süssliche Luft schlagen mir entgegen. Aus einem der vorderen Betten dringt unregelmässiges, pfeifendes Schnarchen.

«Meine Lieben», verkündet die gemütliche Bassstimme der Schwester, «heute gibt es Hilfe. Dies ist Fräulein Marx.»

Schlaftrunkene, müde, freundliche, fiebernde Blicke richten sich auf mich.

«Fräulein Marx», wendet sich die Schwester nun zu mir und deutet zugleich auf das zweite Bett links, «dort ist Frau Blaser. Würden Sie ihr bitte Gesicht, Arme, Rücken und Beine waschen.»

Frau Blaser, ein altes Mütterchen, lächelt mir aus ihrem hageren, runzeligen Gesicht gütig entgegen. Aber mir graut, ich empfinde einen leisen Widerwillen und grosse Angst.

«Unmöglich! Niemals!» höhnt eine Stimme in meinem Innern. Trotzdem versuche ich mir den Arbeitsvorgang bei der morgendlichen Körperpflege der Patienten, wie er im praktischen Kurs gelehrt wurde, ins Gedächtnis zurückzurufen. Und in unendlicher Verwirrung setze ich schliesslich den Waschlappen an das knochige Gesicht und streiche behutsam über die dürre Haut, die sich wie Pergament anfühlt.

«Nur fest reiben, Fräulein», ermuntert mich Frau Blaser, «das habe ich gern.»

Den Rücken wasche ich also bereits mit mehr Nachdruck und Sicherheit, und Frau Blaser ist zufrieden mit mir. Kaum habe ich das hellblaue Bändchen um ihr dünnes graues Zöpfchen geschlungen, bittet mich die Schwester um Hilfe beim Betten. Dann muss ich einer Patientin in einem Glas Wasser das Gebiss reichen. Ich sehne mich plötzlich inbrünstig nach einer Tasse starken heissen Kaffee! Ich wasche noch eine Frau und helfe beim Verteilen des Frühstücks.

Um acht Uhr kann ich mit den Schwestern zum Frühstück gehen. Acht Uhr! — Normalerweise würde ich jetzt im Büro die Hülle von der Schreibmaschine nehmen oder die Lippen noch schnell mit dem Lippenstift nachziehen. — Merkwürdig, heute morgen habe ich gar nicht an einen Lippenstift gedacht.

Gestärkt und mutiger kehre ich wieder auf die Abteilung zurück. Ich darf mit einer Patientin einen Spaziergang im Korridor draussen unternehmen, einen mühsamen Spaziergang, der alles in allem etwa fünf- undsechzig Schritte umfasst. Nun wasche ich Spritzen,

lerne Eiercognac und Orangensaft zubereiten, bringe Tee, reiche Pantoffeln, Bettflaschen, Eisbeutel und anderes mehr und übernehme die nicht unwichtige Aufgabe der Pflanzen- und Blumenpflege.

Das Grauen und die Angst weichen allmählich einer inneren Ruhe. Ein mir bisher unbekanntes Gefühl von Zärtlichkeit, Mitleid und Liebe gegenüber diesen hilflosen Geschöpfen erwacht in mir. Ich ahne zum erstenmal in meinem Leben das gewaltige Ausmass an Leid, Schmerz und Elend unserer Nächsten.

Da ist zum Beispiel die feuchte, heisse Hand, die hilfessuchend unter der Bettdecke nach der meinen tastet und sie für Sekunden krampfhaft umklammert hält, dort sind brennende Tränen, die nicht weggewischt werden können, weil beide Hände der Patientin gelähmt sind.

Einmalige, zum Teil tragische, zum Teil aber auch lustige Episoden tragen sich zu. Einige von ihnen verdienen, dass man sie erzählt:

Frau E. ist blind und krebskrank. Ihr Haar ist in zwei lange Zöpfe geflochten. Dieses Haar soll ich ihr nun waschen. Mit Schmierseife! Wir zeigen uns beide von der mutigsten Seite. Frau E. setzt sich gehorsam auf den Stuhl und neigt den schweren, aufgedunsenen Kopf vertrauensvoll vornüber ins Waschbecken, so dass ich nicht anders kann, als ein heimliches Dankgebet zum Himmel entsenden. Sie lässt die unliebsame Prozedur ohne Murren über sich ergehen. Das Trocknen mit dem Föhn verläuft auch erfolgreich, aber mir bangt vor dem Durchkämmen, denn — wohl durch mein Verschulden — hat sich das dichte Haar zu einem erschreckenden Knäuel verwickelt. Eben will ich mich an die schwere Arbeit schicken, als mir Frau E. bedeutungsvoll zuflüstert:

«Hören Sie, Fräulein Marx, als ich noch sehr jung war, verstand ich mich gut aufs Jodeln. Wenn Sie nun die Türen schliessen wollen und ich Ihnen mit einem Ständchen Dankeschön sagen kann, so tue ich's gerne.» Zwei tiefe, senkrechte Falten bilden sich auf ihrer Stirne, sie setzt sich in Positur und gibt ihren Jodel in tiefster Verzückung preis. Ihre Wangen röten sich, und immer lauter erklingen die Töne. Vielleicht mag sie früher eine gute Jodlerin gewesen sein, aber mir scheint, dass das harte Lebensschicksal nicht nur ihrem Körper, sondern auch ihrem Talent zum Jodeln arg zugesetzt hat. Hauptsache aber ist, dass ich das Haarknäuel inzwischen fast unbemerkt und schmerzlos durchkämmen kann. Von da an bin ich ihr Liebling.

Am Sonntagmorgen bringe ich ihr, wie üblich, das Frühstück. Ich begleite sie zum Tisch, binde ihr die Serviette um und will ihre rechte Hand zum Teller führen. Doch sie entzieht sie mir augenblicklich und heisst mich kurz absitzen. Ich habe nicht Zeit, ein Warum anzubringen, denn schon senkt sie den Kopf und faltet die Hände zum Gebet. «Unser Vater, der Du bist in dem Himmel» — das ganze Vaterunser dringt Wort für Wort aus ihrem Herzen, getragen von einer demütigen, warmen Stimme.

«Amen. — So, Fräulein Marx, jetzt haben wir Sonntag, jetzt können Sie gehen.»

zehnjähriges Mädchen (dabei hat sie sich allerdings zu meinem Vorteil ganz hübsch getäuscht) und will mich baden!»

Die Schwester und ich sind uns sofort einig, dass ein derart seriöser Lebenswandel gewürdigt werden muss. Fräulein A. wird deshalb von einer richtigen Krankenschwester mit Haube und Brosche gebadet, die allerdings sogar etliche Jahre jünger ist als ich. Fräulein A. birgt tatsächlich eine zartbesaitete Seele, denn sie hegt mir gegenüber Gewissensbisse. Auf jeden Fall bietet sie mir tags darauf an, dass ich ihr bei nächster Gelegenheit die Füsse waschen dürfe.



Ich gehe, aber nicht gleich in die Küche zurück, sondern wasche mir etwas länger als sonst im Office die Hände, um gleichzeitig ein paar Tränen der Rührung hinunterzuschlucken.

Eines Tages soll ich Fräulein A. baden. Ich selbst bringe ihr die Nachricht und löse damit bei der armen alten Frau — sie mag wohl ihre achtzig Lenze zählen — die grösste Panik aus.

«Meiner Lebtag», so jammert sie aufgebracht, «habe ich nun stets seriös gelebt, und nun kommt so ein acht-

Meine Zeit als Spitalhelferin geht rasch vorüber. Ich kehre wieder zur Schreibmaschine zurück, trage wieder Schuhe mit hohen Absätzen und greife wieder zu Nagellack und Lippenstift. Aber ein stilles Glück begleitet mich. Wenn ich nämlich über meine Arbeit im Spital die Bilanz ziehe, so lautet sie sonderbarerweise ganz anders, als ich mir vorgestellt hatte: Ich wollte etwas Gutes tun, ich wollte mich bewähren, und nun habe ich das Gefühl, dass ich dabei mehr gewonnen und erhalten habe, nämlich dieses stille Glück.

M. B.